Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 24 (1930)

Heft: 7-8

Artikel: Weltliches Christentum : Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit (Matth. 6, 33)

Autor: Tscharner, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-136001

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Weltliches Chriſtentum.

Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit. Matth. 6, 33.

I.

Leſen wir doch einmal die Bibel nicht als die bekannten Frommen, die wir nun einmal ſind! Leſen wir ſie lieber als Leute dieſer Welt, als Laien, als Menſchen ſchlechthin! Vergeſſen wir für einige Augenblicke die uns ſo liebgewordene Tatſache, daß wir Chriſten ſind. Wagen wir doch für einige Zeit unſer perſönliches Chriſtentum zu vergeſſen, jenes innige Chriſtentum, das uns ſo gerne einſtimmen läßt in das Kirchenlied: „Wenn ich *ihn* nur habe, ...“ Dann nehmen wir das Neue Teſtament zur Hand und leſen darin mit rein menſchlichem Intereſſe die Lebensgeſchichte Jeſu, wie ſie in den Evangelien beſchrieben iſt. An unſere eigene Perſon mit ihrer kultivierten Frömmigkeit dürfen wir aber, wie geſagt, bei dieſer Lektüre nicht denken.

Was macht uns in dieſem Falle das Wirken unſeres Heilandes für einen Eindruck, wenn wir es mit dieſer friſchen Unvoreingenommenheit betrachten? Ich glaube, wir erleben zunächſt einige Ueberraſchungen. Dieſes Chriſtentum, das uns aus den Evangelien entgegentritt, iſt nicht wie unſer landläufiges Chriſtentum. Nein, es iſt anderer Art. Unſere bisherige Vorſtellung vom ſanften, kinderſegnenden Heiland gerät ſchon in der erſten Hälfte des Matthäus-Evangeliums ein wenig ins Wanken. Denn wir treffen da einen angreifenden Heiland an, der ſcharfe Worte gebraucht und ſelbſt vor dem Frieden in der Familie keine allzu große Ehrfurcht hat. Seine Angriffe wenden ſich bezeichnenderweiſe auch gegen die Frommen ſeiner Zeit, gegen jene Frommen, die ihrerſeits ihm ſein allzu weltliches Benehmen zum Vorwurfe machten.

Ganz erſtaunlich wird aber der Gegenſatz zwiſchen Chriſtus und Gegenwarts-Chriſtentum erſt, wenn wir die Haltung Jeſu zu Krankheit und Tod vergleichend betrachten. Uns Gegenwarts-Chriſten erſcheint die Krankheit vielfach gar nicht als ein Uebel ſchlechthin, ſondern im geiſtigen Sinne geradezu als eine höhere Wohltat, als eine Prüfung und Läuterung, die Gott uns ſchickt. Diejenigen, die Gott beſonders liebt, ſucht er mit Schmerzen heim, um den Grad ihrer Frömmigkeit zu prüfen, oder auch um ihre Kraft zu ſtärken. Und der Tod iſt uns vollends eine Erlöſung, ein Hinübergleiten vom irdiſchen Jammertal in die ewige Seligkeit des Jenſeits, wo Tugend und Frömmigkeit ihren wohlverdienten Lohn erhalten. — Jeſus aber hat hier eine völlig andere Einſtellung. Für ihn ſind Krankheit und Tod nur böſe Folgeerſcheinungen eines allgemeinen Abfalles der ganzen Menſchheit von Gott. Wenn er darum Kranke antrifft, be-

läſtigt er ſie nicht lange mit billigen Belehrungen über den Wert des Leidens und darüber, daß der Himmel ja unſere wahre Heimat ſei. Nein, er macht dieſe Kranken einfach wieder geſund, damit die verdorbene Schöpfung Gottes in dieſem kleinen Punkte wenigſtens in ihrer Vollkommenheit wieder hergeſtellt ſei. Wir Gegenwartsmenſchen freilich können keine Kranken geſund machen. Aber wir ſollten aus unſerer offenſichtlichen Armut und Not trotzdem keine Tugenden machen.

Wir ſehen: Jeſus hatte ganz andere Probleme und Geſichtspunkte als wir. Und vor allem war er viel ſachlicher. Wir aber ſind ſubjektiv und faſt immer auf unſere eigene Seligkeit erpicht. Oh, wir haben keine große Sache mehr! Wir ſind ſubjektiv bis auf die Knochen und ſingen in unſerm ſelbſtſüchtigen Chriſtentum, der Wirklichkeit entrückt: „Wenn ich ihn nur habe, laß ich alles gern, . . . laſſe ſtill die Andern breite, lichte, volle Straßen wandern. Wenn ich ihn nur habe, laß ich gern die Welt."

Aus der weltlichen Geſchichte der Menſchheit wiſſen wir zwar, daß es mit dieſem frommen Egoismus, welchem die übrige Welt ſchnuppe iſt, nicht getan iſt. Alle wahren Helden ſind bekanntlich nur darum zu Helden geworden, weil ſie ihre eigene werte Perſönlichkeit für einige Zeit im Helfenseifer für Andere vergeſſen konnten. Sie wagten es, ihr Leben aufs Spiel zu ſetzen, um das Leben ihrer Mitmenſchen zu retten. Sollte nun wirklich auf dem religiöſen Gebiet das gegenteilige Geſetz gelten, ſodaß hier ausgerechnet der Eigennutz heldenhaft wäre? Nein, nur wenn die Chriſten keine große, edle Sache haben, die ihr Herz zu erwärmen vermag, nur dann geraten ſie auf die abſonderlichſten Einfälle, die mit Chriſtus wohl wenig mehr zu tun haben. Wir Menſchen haben nun einmal ein überwältigendes Ziel nötig, ſonſt halten wir plötzlich unſer eigenes Seelenheil für die allerwichtigſte Angelegenheit. Ein anſchauliches Bild dieſes Chriſtentums der eigenen Seele geben uns unſere Geſangbuchverſe. Die Mehrzahl dieſer frommen Verſe beſchäftigt ſich in bewegten Worten mit dem „Ich", „Mein" und „Mir". Verhältnismäßig wenige Lieder befaſſen ſich mit „Uns" und „Wir". Jeſus aber redet im „Unſer Vater" nur von „Uns" und „Wir", denn ihm iſt unſere *gemeinſame* Not vor allem wichtig.

II.

Jeſus hatte eben jenes überwältigende Ziel, das uns fehlt: das Reich Gottes auf Erden. Wir beten zwar immer noch: „Dein Reich komme". Es kann nicht der geringſte Zweifel darüber aufkommen, ob Jeſus auch wirklich an ein irdiſches Reich gedacht habe. Hätte er bloß ein himmliſches Reich im Jenſeits errichten wollen, warum in aller Welt hätte er ſich dann ſo viel Mühe gegeben mit Krankenheilungen und Auferweckungen von den Toten? Die körperlichen Leiden wären ja in dieſem Falle zur Läuterung dageweſen. Somit wären Heilungen unſinnige Störungen der begonnenen Läuterung.

Totenauferweckungen wären vollends frevelhaft, denn ſie bedeuteten nichts geringeres als ein Zurückrufen von Abgeſchiedenen aus der Seligkeit. Sinnvoll ſind aber dieſe erſtaunlichen Taten Jeſu nur für den Bringer einer vollkommenen Menſchengemeinſchaft. Dieſe Gemeinſchaft iſt freilich nicht von dieſer Welt, denn ſie iſt nur mit göttlichen Kräften zu verwirklichen. Aber ſie ſoll dennoch auf dieſer Erde, die ja Gottes Erdboden iſt, ihre Verwirklichung finden. Der Sinn der Gleichniſſe vom Reiche Gottes wird uns unter dieſem Geſichtspunkte völlig klar. „Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch alles andere zufallen" — bedeutet für uns: „Habt nur keine Angſt um eure eigene Perſon; denkt nur nicht ſo viel an dieſe; denkt lieber an das große Bruderreich, das euer himmliſcher Vater auf dieſer Erde haben will, an das kommende Reich von Menſchen, die einander dienen und dabei gerechte Zuſtände ſchaffen."

Jede ernſthafte Pſychologie unſerer Tage bemüht ſich, bei der Behandlung kranker Seelen ſofort deren Aufmerkſamkeit von ſich ab- und auf ein ſachliches Ziel hinzulenken. Damit ſetzt die Wendung zur Beſſerung ein. Denn wir werden krank, wenn wir in unſerem eigenen Seelenzuſtand herumwühlen. Darin beſteht ja auch die große Gefahr der Pſychologie. Jeſus hat uns auch hierin aus dem Wichtignehmen unſeres eigenen Ichs erlöſt, indem er unſer Wollen auf die wahrhaft frohe Botſchaft des Reiches Gottes hinlenkte. Auf dieſes erlöſende Reich hin ſind wir Menſchen ſchließlich erſchaffen. Nur *es* kann der Menſchheit Ziel und Zweck geben. Ja ſelbſt das Tierreich, die ſeufzende Kreatur, kann nur von ihm ſeine endliche Erlöſung erhoffen. Dieſes Gottesreich wird aber weltlichere Formen annehmen, als wir Frommen gemeinhin glauben. Chriſtus kam in Niedrigkeit zur Welt und blieb darum lange unerkannt. Auch ſein Reich wird aus weltlicher Niedrigkeit und Unkenntlichkeit langſam emporwachſen und ſomit jeden theatraliſchen Einzug vermeiden.

Das Chriſtentum iſt heute noch keineswegs eine alternde Religion, denn ſeine größten Triumphe ſtehen ihm immer noch bevor. Es muß noch die ganze Welt, *und zwar die Welt im Werktagsgewande*, erobern. Das iſt nicht wenig und iſt nicht leicht. Eine beſchönigende Religion *neben* dem Werktag weiß die „Welt" zwar ſehr zu ſchätzen, für eine Religion aber, die ins Werktagsleben eindringen und dasſelbe von Grund aus umgeſtalten will, hat ſie nichts als Haß übrig. Darum mußte der Begründer dieſes Reiches ſo ſchnell ans Kreuz. — Wir unſerſeits meiden möglichſt den Kampf. Wir wollen lieber ruhige Chriſten innerhalb der ſchützenden Grenzen unſerer Kirchen und Gemeinſchaften ſein. Wir wagen nie ſo recht, mit unſerm Chriſtentum aus dieſer ſchützenden Umzäunung in die Zugluft des Alltags, mit all ſeiner rauhen Wirklichkeit, herauszutreten. Für Chriſtus und ſeine Wahrheit aber ſind unſere menſchlichen Abſperrungen viel

zu eng. Er will in die Welt hinaus. Darum ist das Christentum seinem Wesen nach immer noch jugendfrisch, zukunftsfroh und der Welt zugewandt. Wir kopfhängerischen Pessimisten aber bedürfen des zuversichtlichen Glaubens, daß Gott alle üblen Zustände in der Menschheit beseitigen will und kann, und daß er dabei auf unsere menschliche Mithilfe rechnet und hofft. Denn der Gott, der uns seinen eingeborenen Sohn gab, denkt von uns Menschen — trotz allem — noch lange nicht so schlecht, wie wir selbst vielfach von uns zu denken pflegen. Er traut uns immer noch Großes zu. Die Frage aber bleibt: „Wie soll Gott sein Reich auf Erden bauen können mit einer Christenheit, die es weder ersehnt noch erstrebt, die, bei aller Pflege der Frömmigkeit, keinen Glauben ans große Bruderreich hat und für dasselbe somit weder Zeit noch Opferbereitschaft übrig hat?"

Johannes Tscharner.

Das Kriegsproblem im Lichte des Evangeliums.

Ein Vortrag.

I.

Werte Versammlung!

Es gibt wohl kein Volk in Europa, vielleicht auf der ganzen Erde, mit dessen Denken und Fühlen, Geschichte und Verfassung der Gedanke so tief verwurzelt ist, daß die militärische Verteidigung seines Landes höchste Bürger- ja Christenpflicht sei, wie unser Volk. Im Unterschied von allen andern zivilisierten Staaten, die die allgemeine Wehrpflicht erst seit den Tagen der französischen Revolution, oder, wie Rußland, erst seit 1874, oder wie England und Amerika, nur während des letzten Weltkrieges eingeführt haben, ist die Wehrpflicht in unserer Eidgenossenschaft uraltes Gesetz. Schon der erste Bundesbrief vom Jahr 1291 ist ein Vertrag zur gegenseitigen militärischen Sicherung und Hilfeleistung im Kriegsfall. Eine deutsche Chronik aus dem 16. Jahrhundert drückt diesen wesentlichen Unterschied zwischen dem Wehrwesen unseres und demjenigen der andern Völker folgendermaßen aus:

„In andern landen sind etliche kriegsleut, etliche pauersleut, die andern handwerksleut; aber in der eidgenossenschaft sind beinach allsamen kriegsleut, also daß schier keiner ist, der gesunden leibs und es alters halber vermag, in dem man nit ein dapfer kriegisch gmüt gspüre."

Es sind noch nicht hundert Jahre her, daß im Kanton Bern jeder junge Freiersmann, wenn er seine Ehe beim Ortspfarrer anzeigte, oder wenn er bald darauf mit seiner Braut an den Altar trat, die Montur, d. h. seine Soldatenuniform samt Seitengewehr tragen mußte. In manchen Gegenden war es sogar Brauch, daß man der werdenden